



PROSPER MÉRIMÉE

**DIE
ETRUSKISCHE
VASE**

Prosper Mérimée
Die etruskische Vase
Novelle

Aus: Ausgewählte Novellen von Prosper Mérimée,
Deutsch von Schultz-Cora, Deutsche
Verlagsactiengesellschaft, Leipzig, 1906

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Kampf der Lapithen und Kentauren
(Griechische Vasenmalerei)

Die etruskische Vase.

August Saint-Clair war in der guten Gesellschaft nicht gern gesehen; hauptsächlich deshalb, weil er nur denjenigen Leuten gefallen wollte, die ihm selbst gefielen. Diese suchte er auf und floh die andern. Im übrigen war er zerstreut und bequem. Als er eines Abends aus dem Théâtre-Italien kam, fragte ihn die Marquise A. wie Frl. Sonntag gesungen hätte. »Ja, gnädige Frau,« erwiderte Saint-Clair verbindlich lächelnd, und an etwas ganz anderes denkend. Man konnte diese lächerliche Antwort nicht mit Schüchternheit erklären, denn zu einem grossen Herrn, einem bedeutenden Mann und selbst zu einer Weltdame sprach er mit derselben Sicherheit wie zu seinesgleichen. Die Marquise erklärte entschieden, dass Saint-Clair ein Ausbund von Frechheit und Geckenhaftigkeit wäre.

Frau B. lud ihn eines Montags zum Diner ein. Sie richtete oft das Wort an ihn und er erklärte, als er fortging, nie eine lebenswürdigere Frau getroffen zu haben. Frau B. sammelte bei andern einen Monat lang Geist und verbrauchte ihn in einem Abend bei sich.

Saint-Clair sah sie am Donnerstag derselben Woche wieder. Diesmal langweilte er sich etwas. Ein abermaliger Besuch bestimmte ihn nicht wieder in ihrem Salon zu erscheinen. Frau B. verbreitete, dass Saint-Clair ein junger Mann ohne Manieren wäre und einen sehr schlechten Ton an sich hätte. Vom Hause aus hatte er ein weiches und liebevolles Herz; aber in einem Alter wo Eindrücke zu leicht für immer haften bleiben, hatte ihm seine Gefühlsschwärmerei Neckereien von seiten seiner Kameraden zugezogen. Er war stolz und ehrgeizig, er legte Wert auf die Meinung anderer, so wie es Kinder tun. Daher machte er sich ein Studium daraus, nichts von dem, was er für eine schimpfliche Schwäche ansah, zu äussern. Er erreichte seinen Zweck, aber sein Sieg kam ihm teuer zu stehen. Er konnte den anderen die Regungen seines allzu zärtlichen Herzens verbergen, aber indem er sie in sich verschloss, wurden sie ihm hundertmal peiniger. In der Gesellschaft gewann er den Ruf eines unempfindlichen und sich um nichts kümmernden Menschen; und in der Einsamkeit schuf ihm seine unruhige Phantasie um so schrecklichere Qualen, als er dies Geheimnis niemandem anvertrauen wollte.

Allerdings findet man schwer einen Freund! — Schwer! Ist es überhaupt möglich? Hat es zwei

Menschen gegeben, die vor einander kein Geheimnis hatten? Saint-Clair glaubte nicht recht an Freundschaft und man merkte das. Man fand ihn im Verkehr mit den jungen Leuten der Gesellschaft kalt und zurückhaltend. Nie fragte er sie nach ihren Geheimnissen; und andererseits blieben ihnen seine Gedanken und die meisten seiner Handlungen verborgen. Der Franzose liebt es von sich zu reden; daher musste denn Saint-Clair viele vertrauliche Mitteilungen anhören. Seine Freunde, und dies Wort bezeichnet hier Personen, die man zweimal wöchentlich sieht, beklagten sich über sein Misstrauen ihnen gegenüber; in der Tat fühlt sich derjenige, welcher uns ungefragt sein Geheimnis mitteilt, gewöhnlich verletzt, wenn er nicht das unsrige erfährt. Man denkt, dass bei geringer Verschwiegenheit Wechselseitigkeit stattzufinden habe.

»Er ist bis an den Hals zugeknöpft,« sagte eines Tages der schöne Bittmeister Alphons von Thémines; »niemals würde ich das geringste Zutrauen zu diesem Teufel von Saint-Clair haben können.«

»Ich halte ihn für etwas jesuitisch,« erwiderte Jules Lambert; »jemand hat mir geschworen ihn zweimal getroffen zu haben, wie er aus der Kirche Saint-Sulpice herauskam. Niemand weiss, was er denkt.

Was mich betrifft, so könnte ich mich niemals in seiner Gesellschaft behaglich fühlen.«

Sie trennten sich. Alphons traf Saint-Clair auf dem Boulevard Italien, wie er gesenkten Hauptes einherging und ohne Jemanden zu sehen. Alphons hielt ihn an, nahm ihn unter den Arm, und noch ehe sie zur Paix-Strasse gekommen waren, hatte er ihm die ganze Geschichte seines Liebesverhältnisses mit Frau X. erzählt, deren Gatte so eifersüchtig und brutal ist. An demselben Abend verlor Jules Lambert sein Geld beim Écarté. Er begann zu tanzen. Beim Tanzen stiess er jemanden mit dem Ellenbogen an, der ebenfalls sein ganzes Geld verloren hatte und sehr schlechter Laune war. Darüber Wortwechsel, Zusammenkunft verabredet. Jules bat Saint-Clair sein Sekundant zu sein und liess bei derselben Gelegenheit Geld von ihm, das er immer vergessen hat ihm wiederzugeben.

Immerhin war Saint-Clair ein Mann, mit dem sich leicht leben liess. Seine Fehler schadeten nur ihm selbst. Er war verbindlich, oft liebenswürdig, selten langweilig. Er war viel gereist, hatte viel gelesen und sprach von seinen Reisen und seiner Lektüre nur auf Wunsch. Im übrigen war er gross und gut gebaut; sein Gesichtsausdruck war edel und geistvoll, fast immer zu ernst; aber sein Lächeln war voll und anmutig.

Ich vergass einen wichtigen Punkt. Saint-Clair war sehr aufmerksam zu allen Damen und suchte ihre Unterhaltung mehr als diejenige mit Männern. Liebte er? Dies war schwer zu entscheiden. Man wusste nur, dass wenn dies so kalte Wesen Liebe empfände, die hübsche Gräfin Mathilde von Coursy die Auserwählte sein müsste. Es war das eine junge Witwe, mit der man ihn häufig zusammen sah. Folgendes konnte zur Vermutung führen, dass ein engeres Verhältnis zwischen ihnen bestände: zunächst die fast steife Höflichkeit Saint-Clairs der Gräfin gegenüber und umgekehrt; dann sein, wie es schien, berechnetes Verfahren, nie in der Gesellschaft ihren Namen auszusprechen; oder wenn er genötigt war, von ihr zu reden, nie das geringste Lob; ferner liebte Saint-Clair, ehe er ihr vorgestellt wurde, leidenschaftlich die Musik, und die Gräfin hatte ebensoviel Neigung für die Malerei. Seit ihrer Bekanntschaft hatten ihre Neigungen gewechselt. Schliesslich war Saint-Clair, als die Gräfin im vergangenen Jahr ins Bad gegangen war, sechs Tage nachher abgereist.

Meine Pflicht als gewissenhafter Erzähler nötigt mich zu erklären, dass in einer Julinacht, wenige Augenblicke vor Sonnenaufgang die Tür des Parks eines Landhauses aufging und jemand mit aller Vorsicht eines Diebes, der überrascht zu werden

fürchtet, hinaustrat. Dies Landhaus gehörte Frau von Coursy und dieser Mann war Saint-Clair. Eine in einen Pelzmantel gehüllte Dame begleitete ihn bis an die Tür und steckte den Kopf hindurch, um ihn noch länger zu sehen, während er sich auf dem Fussteig entfernte, der an der Parkmauer entlang führte. Saint-Clair blieb stehen, warf einen spähenden Blick um sich und machte jener Dame ein Zeichen mit der Hand wieder ins Haus zu gehen. Die Helligkeit einer Sommernacht erlaubte es ihm ihr bleiches Gesicht zu unterscheiden, welches immer unbeweglich auf derselben Stelle blieb. Er kehrte zurück und schloss sie zärtlich in die Arme. Er wollte sie bewegen hineinzugehen, aber er hatte ihr hundert Dinge zu sagen. Sie blieben weitere zehn Minuten im Gespräch, als man die Stimme eines Bauern hörte, der auf die Feldarbeit ging. Schnell wird ein Kuss gewechselt, die Tür geschlossen, und Saint-Clair ist mit einem Satz am Ende des Fussteiges.

Er ging auf einem Weg, der ihm wohlbekannt zu sein schien, weiter. Bald sprang er fast vor Freude und eilte dahin, indem er mit seinem Stock auf die Büsche schlug, bald blieb er stehen, oder ging langsam, den Himmel betrachtend, der sich im Osten purpurn färbte. Kurz, wer ihn sah hätte an einen Narren gedacht, der übergücklich war seiner Zelle

entsprungen zu sein. Nach einer halben Stunde Gehens stand er an der Pforte eines kleinen einsamen Hauses, das er für die Saison gemietet hatte. Er schloss auf und trat ein; dann warf er sich auf ein grosses Schlafsofa, wo er ganz wach sann und träumte, indem seine Augen wie in die Ferne blickten und ein sanftes Lächeln um seinen Mund spielte. Lauter Glücksgedanken erfüllten ihn da, »Wie glücklich bin ich,« sagte er sich jeden Augenblick. »Endlich habe ich es getroffen, jenes Herz, welches das meinige versteht. Ja, ich habe mein Ideal gefunden. . . . Ich habe gleichzeitig einen Freund und eine Geliebte. . . . Welch ein Charakter, welche leidenschaftliche Seele! . . . Nein, sie hat nie vor mir geliebt . . .« Bald dachte er, da in die Dinge dieser Welt sich immer Eitelkeit einschleicht: »es ist die schönste Frau von Paris.« Und seine Phantasie liess ihn alle ihre Reize auf einmal wieder schauen. Sie hat mich unter allen erwählt. Sie hatte die Besten aus der Gesellschaft zu ihren Bewunderern. Jener so schöne, tapfre und nicht zu geckenhafte Husarenoberst — jener junge Schriftsteller, der so hübsche Aquarelle malt und so gut Theater spielt; — jener russische Lovelace, der im Balkan gewesen ist und unter Diebitsch gedient hat; — besonders Camille T. . . , der gewiss Geist und gute Manieren hat und eine flotte

Säbelhiebnarbe auf der Stirn sie hat alle abblitzen lassen. Und ich! . . . Dann kam das alte Lied: Wie glücklich bin ich, wie bin ich glücklich! Und er erhob sich, und öffnete das Fenster, denn er konnte kaum atmen; dann ging er auf und ab, dann wieder wälzte er sich auf seinem Schlafsofa hin und her. Ein glücklich Liebender ist fast ebenso langweilig, wie ein unglücklich Liebender. Ein Freund von mir, der sich oft in einem dieser Zustände befand, hatte kein anderes Mittel gefunden meine Aufmerksamkeit zu fesseln, als mir ein vorzügliches Frühstück vorzusetzen, während dessen er von seiner Liebe sprechen durfte; war der Kaffee eingenommen, so war es unbedingt nötig ein anderes Gespräch zu beginnen.

Da ich nicht allen meinen Lesern ein Frühstück vorsetzen kann, so will ich ihnen die Liebesgedanken Saint-Clair's erlassen. Übrigens kann man nicht immer in höheren Regionen schweben. Saint-Clair war ermüdet, er gähnte, reckte sich, sah, dass es heller lichter Tag war; man musste endlich an den Schlaf denken. Als er aufwachte, sah er an seiner Uhr, dass ihm kaum Zeit, blieb sich anzukleiden und nach Paris zu eilen, wo er zu einem frühen Mittag mit mehreren jungen Leuten seiner Bekanntschaft eingeladen war. . .

.

Man hatte soeben einer weiteren Flasche Champagner den Hals gebrochen; ich überlasse es dem Leser die Zahl zu bestimmen. Genüge es ihm zu erfahren, dass der Zeitpunkt eingetreten war, der ziemlich bald bei einem Junggesellenfrühstück eintritt, in welchem alle auf einmal reden wollen und die standfesten Trinker für die wenig Vertragenden besorgt zu werden anfangen.

»Ich wünschte,« sagte Alphons von Thémînes, der nie eine Gelegenheit vorbeigehen liess von England zu reden, »ich wünschte, dass es ebenso wie in London in Paris Sitte wäre, dass jeder einen Toast auf seine Geliebte ausbrächte. Auf diese Weise würden wir genau erfahren, für wen unser Freund Saint-Clair schmachtet«; indem er dies sagte, füllte er sich und seinen Nachbarn die Gläser. Etwas in Verlegenheit gebracht, schickte Saint-Clair sich an zu antworten, aber Jules Lambert kam ihm zuvor:

»Ich billige ganz diesen Brauch,« sagte er, »und ich nehme ihn an«; er erhob sein Glas: »Auf alle Putzmacherinnen von Paris! Ausgenommen die Dreissigjährigen, die Einäugigen, die Hinkenden usw.« »Hoch, hoch!« riefen die jungen Englandschwärmer.

Saint-Clair erhob sich mit dem Glas in der Hand.

»Meine Herren,« sagte er, »ich habe kein so weites Herz, wie unser Freund Jules, aber ein, beständigeres. Nun ist aber meine Beständigkeit um so verdienstlicher, als ich seit langer Zeit von der Dame meines Herzens getrennt bin. Indessen bin ich, sicher, dass Sie meine Wahl billigen, wenn Sie nicht etwa schon meine Nebenbuhler sind. Auf das Wohl von Judith Pasta, meine Herren! möchten wir bald die erste Tragödin Europas wiedersehen!«

Thémines wollte an der Rede etwas aussetzen, aber die Beifallsrufe unterbrachen ihn. Saint-Clair glaubte, dass man ihn, nachdem er diesen Stoss abgewehrt hatte, für diesen Tag unbehelligt lassen würde.

Das Gespräch wandte sich zuerst dem Theater zu. Die Zensur brachte die Rede auf die Politik. Von Lord Wellington kam man auf die englischen Pferde und von da mit einer leichtverständlichen Gedankenverbindung auf die Frauen; denn für junge Leute sind die beiden begehrenswertesten Dinge zunächst ein schönes Pferd und dann eine hübsche Geliebte.

Darauf sprach man über die Mittel und Wege, um in den Besitz derselben zu gelangen. Frauen sind ebenso käuflich wie Pferde; doch von solchen wollen wir nicht reden. Saint-Clair kam, nachdem er bescheiden auf seine geringe Erfahrung in diesem schwierigen

Punkte hingewiesen hatte, zu dem Schlusse, dass die erste Bedingung, um einer Frau zu gefallen, darin bestehe, dass man sich eigenartig mache, sich von den anderen unterscheide. Aber gibt es eine allgemeine Formel für die Eigenart? Er glaubte es nicht.«

»So dass nach Ihrer Meinung,« sagte Jules, »ein Hinkender oder ein Buckliger mehr Aussicht hat zu gefallen als ein grade gewachsener Mensch von normaler Beschaffenheit?«

»Sie treiben die Sache auf die Spitze,« antwortete Saint-Clair; »indessen halte ich nötigenfalls alles, was man aus meinem Satze folgern kann, aufrecht. Wenn ich z. B. bucklig wäre, würde ich mir nicht eine Kugel durch den Kopf schiessen, ich würde vielmehr Eroberungen machen wollen. Zunächst würde ich mich nur an zwei Arten von Frauen wenden, nämlich an solche, welche wahres Gefühl besitzen, oder an solche, und ihre Zahl ist gross, welche originell sein wollen, *eccentric*, wie man in England sagt. Den ersteren würde ich schildern, wie übel ich daran bin, wie grausam die Natur gegen mich gewesen ist. Ich würde versuchen, ihr Mitleid rege zu machen, ich würde es verstehen, sie ahnen zu lassen, dass ich einer leidenschaftlichen Liebe fähig sei. Ich würde einen meiner Nebenbuhler im Duell töten und mich mit einer schwachen Dosis Laudanum vergiften. Nach

Verlauf von einigen Monaten würde man meinen Buckel nicht mehr sehen und dann wäre es meine Sache, den ersten Augenblick zu erspähen, wo ein Gefühl sich geltend macht. Was die Frauen angeht, die originell sein wollen, so ist es leicht sie zu erobern. Macht sie nur glauben, es sei eine feste Regel, dass ein Buckliger kein Glück haben kann; sie werden sofort die allgemeine Regel Lügen strafen wollen.«

»Was für ein Don Juan!« rief Jules aus.

»Brechen wir uns die Beine, meine Herren,« sagte der Oberst Beaujeu, da wir das Unglück haben, nicht als Bucklige geboren zu sein.« .

»Ich bin ganz der Ansicht von Saint-Clair,« sagte Hector Roquantin, welcher nicht grösser als drei und ein halb Fuss war; man sieht alle Tage, wie sich die schönsten Damen aus der Gesellschaft Leuten hingeben, von denen Ihr schönen Kerle es niemals vermuten würdet . . .«

»Hector, stehen Sie, bitte, auf und klingeln Sie nach Wein, sagte Thémines mit der natürlichsten Miene von der Welt.«

Der Zwerg erhob sich und jeder erinnerte sich lächelnd an die Fabel von dem Fuchse, welchem der Schwanz abgeschnitten war.

»Was mich betrifft,« sagte Thémines, die Unterhaltung wieder aufnehmend, »so erkenne ich, je

länger ich lebe, desto mehr, dass ein leidliches Gesicht, und zugleich warf er einen zufriedenen Blick in den Spiegel, der ihm gegenüber hing, ein leidliches Gesicht und eine geschmackvolle Kleidung die grosse Eigenartigkeit sind, welche die Grausamsten berückt;« und er knipste eine kleine Brodkrume von dem Aufschlag seines Rockes fort.

»Pah!« rief der Zwerg, »mit einem hübschen Gesicht und einem bei Staub gearbeitetem Rocke bekommt man Frauen, welche man acht Tage behält, und welche einen bei der zweiten Zusammenkunft langweilen. Etwas anderes ist nötig, um Liebe zu gewinnen, was wirklich Liebe heisst . . . Man muss . . .«

»Halt, unterbrach Thémines, »wollt Ihr ein schlagendes Beispiel? Ihr habt alle den Massigny gekannt und wisst, was für ein Mensch das war. Manieren wie ein englischer Reitknecht, Unterhaltung wie sein Pferd . . . Aber er war schön wie Adonis und trug seine Kravatte so wie Brummel. Im ganzen war er das langweiligste Wesen, das ich kennen gelernt habe.«

»Beinahe hat er mich mit seiner Langweiligkeit umgebracht,« sagte der Oberst Beaujeu. »Stellt Euch vor, dass ich gezwungen war, zweihundert Wegstunden in seiner Gesellschaft zurückzulegen.«

»Wisst Ihr,« fragte Saint-Clair, »dass er die Ursache von dem Tode jenes armen Richard Thornton ist, den Ihr alle gekannt habt?«

»Aber wissen. Sie denn nicht,« versetzte Jules, »dass er von Briganten in der Nähe von Fondi ermordet worden ist?«

»Zugegeben; aber Ihr werdet gleich sehen, dass Massigny zum mindesten ein Mitschuldiger an dem Verbrechen war. Aus Furcht vor den Briganten hatten mehrere Touristen, unter ihnen Thornton, abgemacht, gemeinschaftlich nach Neapel zu reisen. Massigny wollte sich der Karawane anschliessen. Sobald als Thornton dies erfuhr, reiste er voraus, ich denke von Entsetzen darüber erfasst, einige Tage in seiner Gesellschaft zubringen zu sollen. Er brach allein auf und das übrige wisst Ihr.«

»Thornton hatte Recht,« sagte Thémines, »und von den zwei Todesarten wählte er die mildere. Jeder würde an seiner Stelle ebenso gehandelt haben.« Darauf begann er nach einer Pause wieder:

»Ihr gesteht mir also zu, dass Massigny der langweiligste Mensch der Welt war.«

»Zugestanden!« rief es von allen Seiten.

»Benehmen wir niemandem die Hoffnung, sagte Jules; »machen wir eine Ausnahme zu Gunsten von

***, besonders wenn er seine politischen Pläne entwickelt.«

»Ihr werdet mir nunmehr zugeben,« fuhr Thémînes fort, »dass Frau von Coursy jedenfalls eine geistreiche Frau ist.«

Man war einen Augenblick still. Saint-Clair senkte den Kopf und bildete sich ein, dass Aller Augen auf ihn gerichtet wären.

»Wer zweifelt daran?« sagte er endlich, immer noch über seinen Teller gebeugt und die auf dem Porzellan gemalten Blumen anscheinend mit vieler Neugierde betrachtend.

»Ich behaupte,« sagte Jules die Stimme erhebend, »ich behaupte, dass sie eine von den drei liebenswertesten Frauen von Paris ist.«

»Ich habe ihren Mann gekannt,« sagte der Oberst. »Er hat mir oft reizende Briefe von seiner Frau gezeigt.«

»August,« unterbrach Hector Roquantin, »stellen Sie mich doch der Gräfin vor. Es heisst, dass Sie alles bei ihr vermögen.«

»Am Schluss des Herbstes,« murmelte Saint-Clair, wenn sie wieder in Paris ist . . . Ich . . . ich glaube, dass sie auf dem Lande keine Besuche empfängt.«

»Wollt Ihr mich anhören?« rief Thémînes.

Es wurde wieder still. Saint-Clair rückte auf seinem Stuhle hin und her wie ein Angeklagter vor einem Gerichtshof.

»Sie haben, Saint-Clair, die Gräfin nicht vor drei Jahren gesehen, Sie waren damals in Deutschland,« begann von neuem Alphons von Thémynes mit einer Kaltblütigkeit, die zur Verzweiflung bringen konnte. »Sie können sich nicht vorstellen, wie sie damals war: schön, frisch wie eine Rose, vor allem lebhaft, und vergnügt wie ein Schmetterling. Nun, und wissen Sie, wer unter ihren zahlreichen Anbetern mit ihrer Gunst beehrt wurde? Massigny! Der dümmste und albernste der Menschen hat der geistvollsten der Frauen den Kopf verdreht. Meinen Sie, dass ein Buckliger das fertig bekommen hätte? Geht mir doch und glaubt mir, habt ein hübsches Gesicht und einen guten Schneider, und seid dreist.«

Saint-Clair war in einer grässlichen Lage. Er wollte die Erzählenden ins Gesicht Lügen strafen; aber die Befürchtung, er könnte die Gräfin blossstellen, hielt ihn zurück. Gern hätte er etwas zu ihren Gunsten Sprechendes gesagt; allein seine Zunge war wie erstarrt. Seine Lippen zuckten, und er suchte vergeblich in seinem Geiste nach einem versteckten Mittel, um einen Streit anzufangen.

»Wie!« rief Jules mit überraschter Miene, »Frau von Coursy hat sich dem Massigny hingegeben! *Frailty, thy name is woman!*«

»Der Ruf einer Frau ist ja etwas so Bedeutungsloses!« sagte Saint-Clair in trockenem und geringschätzigem Tone. »Nichts hindert, sie darum zu bringen, um nur etwas witzig zu erscheinen und . . .«

Wie er sprach erinnerte er sich mit Entsetzen an eine gewisse etruskische Vase, welche er hundertmal auf dem Kaminsims der Gräfin in Paris gesehen hatte. Er wusste, dass es ein Geschenk von Massigny nach seiner Rückkehr aus Italien war; und, erdrückender Umstand! Diese Vase war von Paris aufs Land mitgenommen worden. Und alle Abende stellte Mathilde, wenn sie ihm seinen Blumenstrauss abnahm, denselben in die etruskische Vase.

Das Wort erstarb auf seinen Lippen; er sah nur eins, er dachte nur an eins: die etruskische Vase! Ein schöner Beweis! wird ein Kritikus sagen: seine Geliebte wegen etwas so Geringfügigem im Verdacht zu haben!

»Sind Sie verliebt gewesen, Herr Kritikus?«

Thémines war in zu guter Laune, um an dem Tone, den Saint-Clair ihm gegenüber angeschlagen hatte, Anstoss zu nehmen. Er antwortete leichthin und mit gutmütigem Gesichtsausdrucke:

»Ich wiederhole nur, was man in der Gesellschaft gesagt hat. Die Sache galt als sicher zu der Zeit, wo Sie in Deutschland waren. Im übrigen kenne ich Frau von Coursy ziemlich wenig; es sind anderthalb Jahre her, dass ich nicht hingegangen bin. Es ist möglich, dass man sich getäuscht und dass Massigny mir etwas vorgemacht hat. Um auf den Punkt, der uns beschäftigt, zurückzukommen, wäre das eben angeführte Beispiel auch falsch, so würde ich darum doch nicht weniger Recht haben. Ihr wisst Alle, dass die geistvollste Frau Frankreichs, diejenige, deren Werke . . .«

Die Türe öffnete sich und Theodor Neville trat herein. Er kam von Ägypten zurück.

Theodor! so bald heimgekehrt! Er wurde mit Fragen bestürmt.

»Hast Du ein echt türkisches Kostüm mitgebracht?« fragte Thémines. »Hast Du ein arabisches Pferd und einen ägyptischen Reitknecht?«

»Was für ein Mann ist der Pascha?« sagte Jules. »Wann macht er sich unabhängig? Hast Du einen Kopf mit einem einzigen Säbelhiebe abschlagen sehen?«

»Und die Almeen?« sagte Roquantin. »Sind die Frauen in Cairo schön ?«

»Haben den General L*** gesehen ?« fragte der Oberst Beaujeu. »Wie hat er das Heer des Pascha organisiert? Hat der Oberst C*** Ihnen einen Säbel für mich gegeben?«

»Und die Pyramiden? und die Nilkatarakte? und die Memmon-Statue? Ibrahim Pascha? usw.« Alle sprachen auf einmal; Saint-Clair dachte nur an die etruskische Vase.

Theodor hatte sich mit gekreuzten Beinen hingesetzt, denn er hatte diese Gewohnheit in Ägypten angenommen und sie in Frankreich noch nicht ablegen können; er wartete, bis die Fragesteller müde geworden wären und sprach Folgendes ziemlich schnell, um nicht leicht unterbrochen werden zu können.

»Die Pyramiden! Auf Ehre, das ist ein regelrechter Humbug. Weniger hoch als man glaubt. Der Strassburger Münster ist nur vier Meter niedriger. Die Altertümer kommen mir aus dem Halse heraus. Redet mir nicht davon. Schon der Anblick einer Hieroglyphe würde mir eine Ohnmacht zuziehen. Es gibt so viele Reisende, welche sich mit diesen Dingen beschäftigen. Ich, mein Ziel ist gewesen, das Aussehen und die Sitten jener ganzen buntscheckigen Bevölkerung zu studieren, welche sich in den Strassen Alexandrien's und Cairo's drängt, wie Türken,

Beduinen, Kopten, Fellahs, Moghrebinnen. Ich habe in der Eile einige Aufzeichnungen gemacht, während ich im Lazarett war. Welche Schande dieses Lazarett! Ich hoffe, dass Ihr nicht an Ansteckung glaubt! Ich, ich habe inmitten von dreihundert Pestkranken ruhig meine Pfeife geraucht. Ich sage Ihnen, Oberst, Sie würden da eine schöne, gut berittene Kavallerie sehen. Ich werde Ihnen herrliche Waffen zeigen, welche ich mitgebracht habe. Ich habe einen Djerid, welcher dem berühmten Murad-Bey gehört hat. Für Sie, Oberst, habe ich einen Yataghan und für August einen Khandjar. Sie sollen meine Metchlâ sehen, meinen Burnuss, meinen Hhaïck. Wisst Ihr, dass es nur an mir gelegen hat, Frauen mitzubringen. Ibrahim Pascha hat so viele von Griechenland geschickt, dass sie für nichts . . . Aber meiner Mutter wegen . . . Ich habe viel mit dem Pascha geplaudert. Das ist ein Mann von Geist, potztausend! Ohne Vorurteile. Ihr könnt nicht glauben, wie viel er von unseren Angelegenheiten versteht. Auf Ehre, er ist von den kleinsten Geheimnissen unseres Kabinetts unterrichtet. Ich habe aus der Unterhaltung mit ihm sehr wertvolle Aufschlüsse über den Stand der Parteien in Frankreich gewonnen . . . Er beschäftigt sich gegenwärtig viel mit Statistik. Er hält alle unsere Zeitschriften. Wisst Ihr, dass er ein eifriger Bonapartist ist? Er spricht nur von Napoleon. Ah!

welcher grosse Mann der Bounabardo! sagte er zu mir. Bounabardo, so nennen sie Bonaparte.«

»Giourdina, das heisst Jourdain¹,« murmelte ganz leise Thémines.

»Zuerst,« fuhr Theodor fort, »war Muhamed Ali sehr zurückhaltend mir gegenüber. Ihr wisst, dass alle Türken sehr misstrauisch sind. Er hielt mich für einen Spion, der Teufel hol' mich! oder für einen Jesuiten. — Die Jesuiten sind ihm ein Greuel. Aber nach Verlauf von einigen Besuchen hat er erkannt, dass ich ein Reisender ohne Vorurteile bin, begierig, mich über die Gewohnheiten, Sitten und Politik des Orients zu unterrichten. Da wurde er aufgeknöpft und hat zu mir frei von der Leber weg gesprochen. Bei einer letzten Audienz, es war die dritte, welche er mir bewilligte, nahm ich mir die Freiheit, ihm zu sagen: ›Ich begreife nicht, warum Deine Hoheit sich nicht unabhängig von der Pforte macht.‹ ›Lieber Gott!‹ sagte er zu mir, ›ich möchte es gerne; aber ich fürchte, dass die liberalen Zeitungen, nach denen alles in Deinem Lande geht, mich nicht unterstützen, wenn ich einmal Ägypten für unabhängig erklärt habe.‹ Er ist ein schöner Greis mit schönem weissem Barte und niemals lachend. Er hat mir ausgezeichnetes Konfekt geschenkt; aber was ihm von allem, was ich ihm gegeben habe, am meisten

gefallen hat, ist die Sammlung der Kostüme der kaiserlichen Garde von Charlet.«

»Ist der Pascha Romantiker?« fragte Thémines.

»Er beschäftigt sich wenig mit Literatur; indessen wisst Ihr wohl, dass die arabische Literatur ganz romantisch ist. Sie haben einen Dichter namens Ayatalnefous-Ebn-Esraf, welcher kürzlich Meditationen veröffentlicht hat, neben denen diejenigen von Lamartine wie klassische Prosa erscheinen würden. Nach meiner Ankunft in Cairo bin ich zu einem Lehrer des Arabischen gegangen, mit dem ich den Koran zu lesen angefangen habe. Obgleich ich nur wenige Stunden genommen, hatte ich von dem letzteren genug gesehen, um die erhabenen Schönheiten des Stils des Propheten zu begreifen und zu erkennen, wie schlecht alle unsere Übersetzungen sind. Halt, wollt Ihr arabische Schrift sehen? Dies Wort in goldenen Buchstaben bedeutet Allah, d. h. Gott.«

Mit diesen Worten zeigte er einen sehr schmutzigen Brief, den er aus einer parfümierten seidenen Börse hervorgezogen hatte.

»Wie lange bist Du in Ägypten geblieben?« fragte Thémines.

»Sechs Wochen.«

Und der Reisende fuhr fort, alles vom Grössten bis zum Kleinsten zu beschreiben. Saint-Clair ging fast sogleich nach seiner Ankunft weg und schlug wieder den Weg nach seinem Landhause ein. Der ungestüme Galopp seines Pferdes hinderte ihn, seine Gedanken klar zu verfolgen. Allein er fühlte unbestimmt, dass sein Glück auf dieser Welt für immer vernichtet war, und dass er sich deswegen nur an einen Toten und an eine etruskische Vase halten konnte.

Zu Hause angelangt warf er sich auf das Schlafsofa, auf dem er abends zuvor so lange und mit solcher Wonne sein Glück überdacht hatte. Was ihn besonders selig gemacht hatte war der Gedanke, dass seine Geliebte nicht wie die anderen Frauen wäre, dass sie nur ihn geliebt hätte und immer nur ihn würde lieben können. Jetzt verflog dieser schöne Traum vor der traurigen und rauhen Wirklichkeit. »Ich besitze eine schöne Frau und das ist alles. Sie hat Geist; sie ist um so schuldiger, sie hat Massigny lieben können! . . . Allerdings liebt sie mich jetzt . . . von ganzer Seele . . . so wie sie lieben kann. Geliebt werden, wie Massigny es gewesen ist! . . . Sie hat meiner Werbung nachgegeben, sich meinen Launen und meinen Zudringlichkeiten unterworfen. Aber ich habe mich getäuscht. Es bestand keine Sympathie der Herzen zwischen uns. Massigny oder ich, das ist ihr ganz

gleich. Er ist schön, sie liebt ihn wegen seiner Schönheit. Ich unterhalte zuweilen die gnädige Frau. Gut, lieben wir Saint-Clair, hat sie sich gesagt, da ja der andere tot ist ! Und wenn Saint-Clair stirbt oder mich langweilt, so werden wir weiter sehen.«

Ich glaube bestimmt, dass der Teufel unsichtbar neben einem Unglücklichen lauscht, der sich selber so peinigt. Das Schauspiel ist für den Feind der Menschen unterhaltend und wenn das Opfer fühlt, wie seine Wunden sich wieder schliessen, so ist der Teufel da, um sie wieder zu öffnen.

Saint-Clair glaubte eine Stimme zu vernehmen, welche ihm ins Ohr flüsterte: »Sonderbare Ehre, der Nachfolger zu sein«

Er richtete sich halb auf und sah wild um sich. Wie hätte er sich gefreut, jemanden im Zimmer zu finden! Er hätte ihn gewiss in Stücke gerissen.

Die Pendeluhr schlug acht. Um halb neun erwartete ihn die Gräfin. — Wenn er sich nicht zum Stelldichein begäbe! Warum in der Tat die Geliebte von Massigny wiedersehen? Er streckte sich wieder auf sein Sopha und schloss die Augen. »Ich will schlafen« sagte er. Eine halbe Minute rührte er sich nicht, dann sprang er auf und eilte an die Uhr, um das Vorrücken der Zeit zu beobachten. »Wie gerne möchte ich, dass es halb neun wäre!« Dachte er. »Dann würde es zu spät sein, um

sich auf den Weg zu machen.« Er fühlte nicht den Mut in seinem Herzen, zu Hause zu bleiben; er wollte einen Vorwand haben. Er hätte krank sein mögen. Er ging im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich, nahm ein Buch und konnte keine Silbe lesen. Er trat ans Klavier und hatte nicht den Mut es zu öffnen. Er pfiff, betrachtete die Wolken und wollte die Pappeln vor seinen Fenstern zählen. Schliesslich wandte er sich weg, um wieder nach der Uhr zu sehen und bemerkte, dass es ihm nicht gelungen war, drei Minuten zu verbringen. »Ich kann nicht anders, ich muss sie lieben,« rief er aus, mit den Zähnen knirschend und mit dem Fusse aufstampfend; »sie beherrscht mich und ich bin ihr Sklave, wie Massigny es vor mir gewesen ist. Nun wohl, Elender, gehorche, da Du nicht Mut genug hast, eine Fessel zu zerreißen, welche Du hassest«

Er griff nach seinem Hut und stürzte hinaus.

Wenn eine Leidenschaft uns fortreisst, so empfinden wir einigen Trost für unsere Eigenliebe, wenn wir unsere Schwäche von der Höhe unseres Stolzes aus betrachten. »Es ist wahr, dass ich schwach bin, sagt man sich, aber wenn ich wollte!«

Langsamem Schrittes stieg er den Fusspfad hinan, der zu der Parktüre führte und von weitem sah er eine weisse Gestalt, welche sich von der dunklen Färbung

der Bäume abhob. Sie schwenkte ein Taschentuch, wie um ihm ein Zeichen geben. Sein Herz schlug heftig, seine Knie zitterten; er hatte keine Kraft zu sprechen und war so schüchtern geworden, dass er fürchtete, die Gräfin könnte seine schlechte Laune auf seinem Gesichte lesen.

Er ergriff die Hand, welche sie ihm hinstreckte, küsste ihr die Stirn, weil sie sich an seine Brust warf, und folgte ihr bis in ihre Wohnung, ohne zu sprechen und mit Mühe Seufzer unterdrückend, welche seine Brust sprengen zu sollen schienen.

Es brannte nur ein Licht in dem Boudoir der Gräfin. Beide setzten sich. Saint-Clair bemerkte, wie seine Freundin ihr Haar trug; eine einzige Rose darin. Abends zuvor hatte er ihr einen schönen englischen Stich mitgebracht, die Herzogin von Portland nach Lesly (sie zeigt auf dem Bilde jene Frisur) und Saint-Clair hatte nur Folgendes gesagt: »Ich habe diese ganz einfache Rose lieber, als eure komplizierten Haartrachten.« Er mochte nicht Schmucksachen und dachte da wie jener Lord, der sich in grober Weise so ausdrückte: »Bei geschmückten Frauen, bei Pferden mit Schabracken würde der Teufel nichts erkennen.« Als er am vergangenen Abend mit einem Perlenhalsband der Gräfin spielte (denn wenn er sprach, musste er immer etwas zwischen den Fingern haben)

hatte er gesagt: »Die Juwelen sind nur dazu gut, um Mängel zu verdecken. Sie sind zu hübsch, Mathilde, um solche tragen zu brauchen.« An diesem Abend hatte die Gräfin, welche seine gleichgültigsten Äusserungen behielt, Ringe, Halsketten, Ohringe, Armbänder abgenommen. — Bei der Toilette einer Frau achtete er besonders auf die Fussbekleidung und, wie sehr viele andere, hatte er in diesem Punkte seine bestimmten Ideen. Es war vor Sonnenuntergang ein Platzregen gefallen. Das Gras war ganz nass; dennoch war die Gräfin mit seidenen Strümpfen und schwarzen Atlasschuhen über den feuchten Rasen gegangen . . . Wenn sie krank werden sollte?

»Sie liebt mich,« sagte sich Saint-Clair.

Und er seufzte über sich selbst und über seine Narrheit, und er betrachtete Mathilde, indem er wider seinen Willen lächelte, geteilt zwischen seiner schlechten Stimmung und dem Vergnügen, eine hübsche Frau zu sehen, welche ihm durch jene kleine Nichtigkeiten zu gefallen suchte, die in den Augen Liebender so viel Wert haben.

Was die Gräfin betraf, so lag auf ihrem strahlenden Gesicht eine Mischung von Liebe und lustiger Schelmerei, welche es noch reizender machte. Sie nahm etwas aus einem Kästchen von japanischem

Lack und, indem sie mit ihrer kleinen Hand den Gegenstand ganz umschlossen hielt, sagte sie:

»Neulich abends habe ich ihre Taschenuhr entzwei gemacht. Da haben Sie dieselbe; sie ist wieder in Ordnung gebracht.«

Sie übergab ihm die Uhr und sah ihn mit zärtlicher und zugleich neckischer Miene an, indem sie sich auf die Unterlippe biss, wie um ein Lachen zu unterdrücken. Weiss der Himmel! waren ihre Zähne schön! Wie erglänzten sie weiss auf dem glühenden Rot ihrer Lippen! (Ein Mann nimmt sich recht albern aus, wenn er bei dem Schmeicheln einer hübschen Frau kalt bleibt).

Saint-Clair dankte ihr, nahm die Uhr und wollte sie in die Tasche stecken:

»Schauen Sie doch hin,« fuhr sie fort, »öffnen Sie dieselbe und sehen Sie, ob sie gut zurechtgemacht ist. Sie, der Sie so gelehrt sind und die polytechnische Schule besucht haben, müssen das erkennen können.«

»Ach, ich verstehe mich sehr wenig darauf,« sagte Saint-Clair.

Und er öffnete mit zerstreuter Miene die Kapsel. Wie gross war seine Überraschung! auf der Innenseite des Deckels befand sich das Miniaturbild der Frau von Coursy. War es da noch möglich zu schmollen? Seine Stirne heiterte sich auf; er dachte, nicht mehr an

Massigny; er erinnerte sich nur, dass er neben einer reizenden Frau sass und dass diese Frau ihn schwärmerisch liebte.

Die Lerche, die »Tagverkünderin« begann zu singen und lange Streifen blassen Lichtes durchfurchten die Wolken im Osten. Um diese Zeit nahm Romeo von Julie Abschied; es ist die klassische Stunde, in der Liebende sich trennen müssen.

Mit dem Parkschlüssel in der Hand stand Saint-Clair vor einem Kaminsims und heftete die Augen auf die etruskische Vase, von der schon die Rede war und der er noch immer im Grunde seines Herzens grollte. Doch war er guter Laune und es begann ihm der einfache Gedanke zu kommen, dass Thémines möglicherweise gelogen hatte. Während die Gräfin, welche ihn bis zur Parkpforte begleiten wollte, den Kopf in einen Schal hüllte, schlug er zuerst sachte, dann immer stärker an das verhasste Gefäss, so dass man glauben konnte, dasselbe würde bald in Stücke gehen.

»Um Gottes willen, vorsichtig!« rief Mathilde »Sie werden meine schöne etruskische Vase zerschlagen!«

Und sie riss ihm den Schlüssel aus den Händen.

Saint-Clair war sehr unzufrieden, aber er war gefasst. Er wandte dem Kamine den Rücken, um nicht der Versuchung zu unterliegen und, seine Uhr öffnend,

betrachtete er das Bildnis, welches er eben empfangen hatte.

»Wer ist der Maler?« fragte er.

»Herr R. . . . Er ist mir durch Massigny bekannt geworden.

(Massigny hatte seit seiner Reise nach Rom entdeckt, dass er mit feinem Kunstsinn begabt war und hatte sich zum Mäzen aller jungen Künstler aufgeworfen.) Wirklich, ich finde, dass das Bild mir ähnt, obgleich es etwas geschmeichelt ist.«

Saint-Clair hatte Lust, die Uhr an die Wand zu werfen, was eine Reparatur sehr schwierig gemacht haben würde. Er nahm sich indessen zusammen und tat sie wieder in seine Tasche. Als er darauf bemerkte, dass es schon Tag war, trat er aus dem Hause heraus, bat Mathilde inständig, ihn nicht zu begleiten, ging mit grossen Schritten durch den Park und befand sich im Augenblick allein auf dem Felde.

»Massigny, Massigny!« rief er mit zusammengedrängter Wut, »soll ich Dich immer wiederfinden! . . . Zweifellos hat der Maler, von dem dieses Portrait herrührt, schon ein gleiches für Massigny gemalt! Dummkopf der ich war!« Ich habe einen Augenblick glauben können, dass ich mit einer Liebe geliebt würde, die der meinigen gleich wäre . . . und zwar, weil sie sich eine Rose ins Haar

steckt und keine Schmucksachen anlegt! . . . sie hat deren einen ganzen Schreibtisch voll. . . . Massigny, der nur auf die Toilette der Frau sah, liebte Juwelen so sehr! . . . Ja, sie ist gutmütig, man muss es zugestehen. Sie versteht es, sich nach den Neigungen ihrer Liebhaber zu richten. Zum Henker! Hundertmal lieber sähe ich, dass sie eine Courtisane wäre und sich für Geld hingeeben hätte. Dann könnte ich wenigstens glauben, dass sie mich liebt, da sie meine Geliebte ist und ich sie nicht bezahle.«

Bald kam ihm ein noch betrübenderer Gedanke. In einigen Wochen ging die Trauerzeit der Gräfin zu Ende. Saint-Clair sollte sie heiraten, so bald das Jahr ihrer Witwenschaft vorüber wäre. Er hatte es versprochen. Versprochen? Nein. Niemals hatte er davon geredet. Aber solches war seine Absicht gewesen und die Gräfin hatte sie verstanden. Für ihn galt das so viel wie ein Schwur. Abends vorher würde er einen Thron dahingegeben haben, um den Augenblick zu beschleunigen, in welchem er öffentlich seine Liebe würde eingestehen können; jetzt schauderte er bei dem Gedanken allein, sein Loos an die frühere Geliebte von Massigny zu ketten.

»Und doch muss ich es,« sprach er zu sich, »und es wird geschehen. Sie hat ohne Zweifel geglaubt, die arme Frau, dass ich von ihrem vorigem Verhältnisse

zu Massigny wusste. Sie sagen, dass es allgemein bekannt war. Und dann kennt sie mich übrigens nicht . . . Sie kann mich nicht verstehen. Sie denkt, dass ich sie nur liebe, wie Massigny sie liebte.«

Darauf sagte er sich nicht ohne Stolz:

»Ein Vierteljahr lang hat sie mich zum glücklichsten der Menschen gemacht. Dies Glück ist voll auf das Opfer meines ganzen Lebens wert.«

Er ging nicht zu Bett und ritt den ganzen Vormittag in den Wäldern umher. Auf einem breiten Wege des Waldes von Verrières sah er auf einem schönen englischen Pferde einen Reiter, der ihn ganz von weitem mit seinem Namen anrief und ihn sogleich anredete. Es war Alphons von Thémynes. In der Stimmung, in welcher sich Saint-Clair befand, ist die Einsamkeit besonders angenehm: daher verwandelte denn die Begegnung mit Thémynes seine schlechte Laune in verhaltenen Zorn. Thémynes gewahrte es nicht, oder aber machte sich ein boshafte Vergnügen daraus, ihn zu ärgern. Er sprach, lachte, scherzte, ohne zu bemerken, dass man ihm nicht antwortete. Als Saint-Clair einen schmalen Weg sah, lenkte er sofort sein Pferd hinein in der Hoffnung, dass der Lästige ihm nicht dahin folgen würde; aber er täuschte sich; ein Lästiger lässt nicht so leicht seine Beute fahren. Thémynes kehrte um und ritt schnell heran, um in eine

Linie mit Saint-Clair zu kommen und die Unterhaltung bequemer fortsetzen zu können.

Der Weg war, wie gesagt, schmal. Nur mit grosser Mühe konnten die beiden Pferde neben einander gehen; daher ist es nicht wunderbar, dass Thémines, wiewohl ein sehr guter Reiter, den Fuss von Saint-Clair streifte, als er an seine Seite zu gelangen suchte. Dieser, dessen Zorn seinen Höhepunkt erreicht hatte, konnte sich nicht länger bezwingen. Er hob sich in den Steigbügel und schlug dem Pferde von Thémines mit seiner Reitgerte kräftig auf die Nase.

»Zum Teufel, was fehlt Ihnen, August?« rief Thémines. »Warum schlagen Sie mein Pferd?«

»Warum folgen Sie mir?« antwortete Saint-Clair mit schrecklicher Stimme.

»Verlieren Sie den Verstand, Saint-Clair? Vergessen Sie, mit wem Sie sprechen.«

»Ich weiss genau, dass ich mit einem Gecken rede.«

»Saint-Clair! . . . Sie sind toll, denke ich . . . Hören Sie: morgen werden Sie sich bei mir entschuldigen, oder aber mir Genugtuung für Ihre Ungezogenheit geben.«

»Auf morgen also, mein Herr.«

Thémines hielt sein Pferd an; Saint-Clair trieb das seinige vorwärts; bald verschwand er in dem Walde.

Jetzt fühlte er sich ruhiger. Er hatte die Schwäche, an Ahnungen zu glauben. Er dachte, dass er am nächsten Morgen getötet werden würde, und das war dann eine für seine Lage sehr erwünschte Lösung. Noch blieb ein Tag, der zugebracht sein wollte; morgen keine Unruhe mehr, keine Qualen. Er kehrte nach Hause zurück, schickte seinen Bedienten mit einem Handschreiben an den Oberst Beaujeu, schrieb einige Briefe, dann ass er mit gutem Appetit zu Mittag und fand sich pünktlich um halb neun Uhr an der kleinen Parkpforte ein.

»Was haben Sie denn heute, August?« sagte die Gräfin, und doch können Sie mich mit allen ihren Scherzen nicht zum Lachen bringen. Gestern waren Sie ein klein wenig verdriesslich und ich, ich war so lustig! Heute haben wir die Rollen getauscht. — Ich, ich habe ein entsetzliches Kopfweh.«

»Schöne Freundin, ich gestehe es, ja, ich war gestern sehr langweilig. Aber heute bin ich spazieren geritten, ich habe mir Bewegung gemacht; ich befinde mich ausgezeichnet.«

»Was mich angeht, so bin ich spät aufgestanden, ich habe diesen Morgen lange geschlafen und angreifende Träume gehabt.«

»Ach! Träume? Glauben Sie an Träume?«

»Welche Torheit!«

»Ich glaube daran; ich wette, dass Sie etwas geträumt haben, das ein trauriges Ereignis bedeutet.«

»Lieber Gott, ich besinne mich nie auf meine Träume. Doch, ich erinnere mich . . . ich habe von Massigny geträumt; Sie sehen, es war nichts sehr Unterhaltendes.«

»Massigny! Ich hätte im Gegenteil gedacht, Sie würden ihn sehr gerne wiedersehen?«

»Armer Massigny!«

»Armer Massigny?«

»August, sagen Sie mir, ich bitte Sie, was mit Ihnen heute Abend ist. In Ihrem Lächeln liegt etwas Teuflisches. Sie sehen aus, als machen Sie sich über sich selber lustig.«

»Sieh da! Nun behandeln Sie mich schon so schlecht, wie mich die alten Witwen, Ihre Freundinnen, behandeln.«

»Ja, August, Sie haben heute das Gesicht, das Sie mit Leuten haben, welche Sie nicht mögen.«

»Sie sind schlecht! Geben Sie mir Ihre Hand.« Er küsste ihr die Hand mit ironischer Galanterie und sie sahen sich eine Minute lang fest an. Saint-Clair senkte zuerst den Blick und sagte:

»Wie schwer ist es, in dieser Welt zu leben, ohne für boshaft zu gelten! Man müsste immer nur von dem

Wetter und der Jagd reden, oder aber mit Ihren alten Freundinnen das Budget ihrer Wohltätigkeitsausschüsse besprechen.«

Er nahm ein auf dem Tisch liegendes Papier.

»Da ist die Rechnung Ihrer Feinwäscherin. Plaudern wir darüber, mein Engel: nun werden Sie nicht sagen, dass ich boshaft bin.«

»In Wahrheit, August, Sie setzen mich in Erstaunen . . .«

»Diese Orthographie erinnert mich an einen Brief, den ich heute morgen gefunden habe. Ich habe nämlich meine Papiere in Ordnung gebracht, denn von Zeit zu Zeit bekomme ich Anwendungen von Ordnungsliebe. Ich habe also einen Liebesbrief von einer Schneiderin wieder gefunden, in die ich verliebt war, als ich im Alter von sechzehn Jahren stand. Sie hat eine ganz eigene Art, jedes Wort zu schreiben und stets die komplizierteste. Ihr Stil steht auf derselben Höhe wie ihre Orthographie. Da ich nun damals wenn auch nur ein wenig eingebildet war, so fand ich es meiner unwürdig, eine Geliebte zu haben, die nicht wie die Sevigne schrieb. Ich verliess sie ganz plötzlich. Als ich heute diesen Bericht wieder las, habe ich erkannt, dass jene Schneiderin mich wahrhaft geliebt haben muss.«

»Vortrefflich! eine Frau, welche Sie aushielten? . . .
.«

»Höchst glänzend: mit fünfzig Mark im Monat. Allein mein Vormund liess mir nicht gar viel zukommen, denn er sagte, dass ein junger Mann, welcher Geld hat, sich und andere zugrunde richtet.«

»Und jene Frau, was ist aus ihr geworden?«

»Was weiss ich? . . . Wahrscheinlich ist sie im Krankenhaus gestorben.«

»August . . . wenn das wahr wäre, würden Sie nicht so unbekümmert drein sehen.«

»Wenn man denn schon die Wahrheit sagen muss, so hat sie einen »anständigen Mann« geheiratet; und als ich grossjährig geworden war, habe ich ihr eine kleine Mitgift ausgesetzt.«

»Wie gut Sie sind! . . . Aber warum wollen Sie schlecht erscheinen?«

»Ja, ja, ich bin sehr gut Je mehr ich daran denke, desto sicherer wird mir, dass jene Frau mich wirklich liebte. . . . Aber damals konnte ich ein wahres Gefühl, das sich in einer lächerlichen Form gab, nicht deutlich erkennen.«

»Sie hätten mir Ihren Brief mitbringen sollen. Ich würde nicht eifersüchtig gewesen sein . . . Wir Frauen haben mehr Feingefühl als Ihr, und wir sehen sofort an

dem Stil eines Briefes, ob der Verfasser aufrichtig ist, oder eine Leidenschaft heuchelt.«

»Und doch wie oft lasst Ihr euch von Dummköpfen oder Gecken fangen!«

Dabei sah er die etruskische Vase an, und es lag in seinen Augen und in seiner Stimme ein Ausdruck, der nichts Gutes bedeutete; Mathilde bemerkte ihn nicht.

»Geht doch! Ihr Männer wollt alle als Don Juans gelten. Ihr bildet Euch ein, dass Ihr die Frauen anführt, während ihr oft nur Juanas findet, die noch geriebener sind als Ihr.«

»Ich begreife, dass Ihr Damen mit Eurem überlegenen Geiste einen Einfaltspinsel schon eine Meile weit wittert. So zweifle ich denn auch nicht, dass unser Freund Massigny, der dumm und geckenhaft war, jungfräulich und als Märtyrer gestorben ist . . .«

»Massigny? Aber er war nicht so dumm; und dann gibt es dumme Frauen. Ich muss Ihnen eine Geschichte von Massigny erzählen . . . Aber habe ich sie Ihnen nicht schon erzählt?«

»Niemals,« antwortete Saint-Clair mit zitternder Stimme.

»Massigny verliebte sich nach seiner Rückkehr aus Italien in mich. Mein Gatte kannte ihn; er stellte ihn mir als einen Mann von Geist und Geschmack vor. Sie

passten sehr zu einander. Massigny war zuerst sehr dienstbeflissen; er schenkte mir bei Schroth gekaufte Aquarelle, die er als von sich herrührend ausgab, und sprach zu mir von Musik und Malerei in einem Tone von Überlegenheit, der geradezu belustigend war. Eines Tages schickte er mir einen unglaublichen Brief. Er sagte mir unter anderem, dass ich die anständigste Frau von Paris wäre; darum wollte er mein Liebhaber sein. Ich zeigte den Brief meiner Cousine Julie. Wir waren damals recht ausgelassen und beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Eines abends hatten wir einige Besuche, unter anderen Massigny. Meine Cousine sagte zu mir: »Ich will Ihnen eine Liebeserklärung vorlesen, welche ich heute früh erhalten habe.« Sie nimmt den Brief und liest ihn unter schallendem Gelächter vor . . . Der arme Massigny! . . .«

Saint-Clair sank auf die Knie, indem er einen Freudenschrei ausstiess. Er ergriff die Hand der Gräfin und bedeckte sie mit Küssen und Tränen. Mathilde war aufs äusserste überrascht und glaubte zuerst, dass er sich nicht wohl befände. Saint-Clair konnte nur die Worte hervorbringen: »Verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie mir!« Schliesslich stand er wieder auf. Er strahlte. In diesem Augenblick war er glücklicher als an dem

Tage, an welchem Mathilde ihm zum ersten Male gesagt hatte: »Ich liebe Sie.«

»Ich bin der törichteste und schuldigste der Menschen, rief er; seit zwei Tagen hatte ich Dich im Verdacht, und ich habe keine Auseinandersetzung mit Dir gesucht . . .«

»Du hattest mich im Verdacht! . . . Und weswegen?«

»Ach, ich bin ein Elender! . . . Man hat mir gesagt, dass Du Massigny geliebt hättest, und . . .«

»Massigny!« und sie lachte; dann wurde sie sogleich wieder ernst und sagte: »August, konnten Sie so thöricht sein, um einen derartigen Verdacht zu schöpfen, und ein solcher Heuchler, um ihn mir zu verbergen!«

Eine Träne schimmerte in ihren Augen.

»Ich flehe Dich an, verzeihe mir.«

»Wie soll ich Dir nicht verzeihen, teurer Geliebter? . . . Aber zuvor lasse mich Dir schwören . . .«

»O ich glaube Dir, ich glaube Dir, sage mir nichts.«

»Aber in des Himmels Namen, welcher Beweggrund hat Dich vermocht, etwas so Unwahrscheinliches zu argwöhnen?«

»Nichts, nichts auf der Welt ausser meinem verwünschten Kopf . . . und . . . siehst Du, jene

etruskische Vase, ich wusste, dass sie ein Geschenk von Massigny war . . .«

Die Gräfin faltete vor Staunen die Hände; dann rief sie laut lachend:

»Meine etruskische Vase! meine etruskische Vase!«

Saint-Clair musste selber lachen und doch rollten dicke Tränen seine Wangen hinunter. Er umschlang Mathilde und sagte zu ihr:

»Ich lasse Dich nicht eher als bis Du mir verzeihen hast.«

»Ja, ich verzeihe Dir, du Tor,« sagte sie ihn zärtlich umarmend. »Du machst mich heute sehr glücklich; zum ersten Male sehe ich Dich weinen und ich glaubte, dass Du überhaupt nicht weintest.«

Darauf machte sie sich aus seinen Armen los, ergriff die etruskische Vase und warf sie auf den Fussboden, so dass sie in tausend Stücke zerbrach. (Es war ein seltenes und unbekanntes Stück. Man sah darauf mit drei Farben gemalt den Kampf eines Lapithen mit einem Centauren.)

Saint-Clair war einige Stunden lang der beschämteste und glücklichste der Menschen.

— — — — —

»Ist denn die Nachricht wahr ?« sagte Roquantin zum Obersten Beaujeu, den er abends bei Tortoni traf.

»Nur zu wahr, mein Lieber,« erwiderte traurig der Oberst.

»Erzählen Sie doch, wie die Sache sich zugetragen hat.«

»O sehr gut. Saint-Clair hat damit angefangen, mir zu sagen, dass er Unrecht hätte, dass er sich aber dem Feuer von Thémines aussetzen wollte, bevor er sich bei ihm entschuldigte. Ich konnte das nur billigen. Thémines wollte, dass das Los entscheiden sollte, wer den ersten Schuss habe. Saint-Clair hat verlangt, Thémines sollte zuerst schießen. Thémines hat geschossen: ich habe gesehen, wie Saint-Clair sich einmal um sich selbst gedreht hat, dann ist er tot niedergestürzt. Ich habe schon bei sehr vielen Soldaten, die von Kugeln getroffen wurden, dies sonderbare Wirbeln gesehen, das dem Tode vorhergeht.«

»Das ist ganz ausserordentlich,« sagte Roquantin.
»Und was hat Thémines getan?«

»Ei, was man bei solcher Gelegenheit tun muss. Er hat mit bedauernder Miene seine Pistole zu Boden geworfen. Er hat sie so heftig hingeschleudert, dass der Hahn entzwei ging. Es ist eine englische von Marton gefertigte Pistole; ich weiss nicht, ob er in Paris einen Büchsenmacher wird finden können, der imstande ist, ihm eine neue eben solche zu machen.«

Die Gräfin liess drei Jahre lang niemanden vor; Winter wie Sommer blieb sie in ihrem Landhause, kaum ihr Zimmer verlassend und von einer Mulattin bedient, welche ihre Beziehungen zu Saint-Clair kannte und an die sie tagsüber nicht zwei Worte richtete. Nach Verlauf von drei Jahren kehrte ihre Cousine Julie von einer langen Reise zurück; sie erzwang sich den Zutritt und fand die arme Mathilde so mager und so bleich, dass sie den Leichnam jener Frau zu sehen glaubte, die sie als schön und voller Leben zurückgelassen hatte. Mit Mühe gelang es ihr, sie aus ihrem Schlupfwinkel herauszubekommen und sie nach Hyères zu bringen. Dort siechte die Gräfin noch drei bis vier Monate, dann starb sie an einer Brustkrankheit, die durch häuslichen Kummer verursacht war, wie der Doktor M. . . sagte, der sie behandelte.

Endnote

¹ Anspielung auf Molière's *Le bourgeois gentilhomme* IV. 11, wo *Jourdain* von den vermeintlichen Türken *Giourdina* genannt wird.